



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altbairische Wanderungen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Altbairische Wanderungen

(Schluß)

6



Münchens wissenschaftliche Bedeutung ist nicht so augenfällig wie seine Stellung in den bildenden Künsten, in Musik, Theater und Dichtung. Aber im Besitz der zweitgrößten und besten Bibliothek in Deutschland (die Hof- und Staatsbibliothek hat 900000 Bände, wozu die Universitätsbibliothek, die junge, aber sehr gut ausgestattete Bibliothek der Technischen Hochschule, das an Seltenheiten sehr reiche Konservatorium der Armee u. a. kommen), des großartigsten paläontologisch-geologischen Museums der Welt, einer der besten Mineraliensammlungen, eines ausgezeichneten Herbariums, der für Kunststudien viele gute Dinge enthaltenden Sammlungen der Glyptothek, des Nationalmuseums, des Münzkabinetts, des Ethnographischen Museums, der großen Archive, bietet München den wissenschaftlichen Studien treffliche Hilfsmittel und Anregungen. An der Universität und der Technischen Hochschule, der Tierarzneischule, der Kriegsakademie lehren Männer, die zu den Bieren der deutschen Wissenschaft gehören. Es gab Jahrzehnte, wo Chemie, Physiologie, Zoologie, Paläontologie, Ingenieurwissenschaften, Zweige der Medizin und Juristerei in München den Mittelpunkt ihrer Lehre und Forschung hatten. Diese Dinge verschieben sich immer rasch. So ist jetzt der Glanz der Münchner Wissenschaft blässer als vor dreißig Jahren. Aber noch immer wird in München sehr tüchtig gearbeitet. Man braucht nur an die Historische Kommission und an das prachtvolle chemische Laboratorium zu erinnern. Und alle die Münchner Hochschulen werden mit jedem Jahre besser besucht. Im Vergleich mit den Mitteln, die Berlin zur Verfügung stehen, bietet und leistet München überraschend viel. Zugleich hat es den großen Vorteil, daß es noch nicht so großstädtisch zerstreut auf Professoren und Studenten wirkt wie Berlin. München gestattet noch immer durch seine einfach-behaglichen Lebensformen ein genussreiches Zusammenleben und -arbeiten, wo Berlin die Menschen isolirt, überfättigt oder abhegt. Berlin hat in den letzten Jahrzehnten öfter die Erfahrung gemacht, die in Paris alt ist, daß hinberufne Gelehrte aufhörten zu produziren,

sobald sie in der Hauptstadt akklimatisirt waren. Das Münchner Leben bringt Gelehrte, Dichter, Künstler mit allen andern Ständen in die engste Verbindung. König Maximilians Tafelrunde, die Liebig und Geibel, Sybel und Kobell vereinigte, ist nichts künstliches gewesen, sondern sie war nur die königliche Form für eine in der Münchner Auffassung von Verkehr eingeborne Abneigung gegen bloße Standes- und Gattungssonderungen. Der enge Verkehr der ältern und jüngern Künstler ist anerkanntermaßen von ebenso großem Vorteil für die Münchner Kunst gewesen, wie die Unterweisung in Malklassen und Ateliers. Daß die behagliche Geselligkeit am Biertisch, der nirgends in der Welt so verführerische Stätten bereitet sind wie in München, viele vom ernstesten Arbeiten abzieht, ist unzweifelhaft wahr, es gilt das übrigens mehr von den Jüngern der Wissenschaft als der Kunst. In einer Geschichte der deutschen Kunst, die den Rahmen und Hintergrund der Ereignisse berücksichtigt, werden immer einzelne Münchner Bierlokale genannt werden, in denen sich berühmte Gruppen junger Künstler bildeten, so wie die französische Litteraturgeschichte Pariser Kaffeehäuser historisch gemacht hat. In der Cornelius'schen Zeit war es der Stubenvoll, und aus dem Ende der sechziger Jahre wäre der Lettenbauer zu nennen, wo Courbet, struppig, in Hemdärmeln und Bier aus Maßkrügen trinkend, das Evangelium der modernsten Richtung verkündete.

Es ist eine Eigentümlichkeit des „dunkeln“ Baiern, daß das Unterrichts- wesen im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht. Das kommt von den Angriffen des Zentrums, das in jeder Tagung an dem Kultusbudget herum- nörgelt und besonders mit den philosophischen Fakultäten aller drei Landes- universitäten nicht zufrieden ist. Zu einem Zurückschrauben der ganzen Entwick- lung hat es aber dadurch nie kommen können, höchstens zu einer Verlangsamung. Und die Thatfachen zeigen, daß die Universitäten im ganzen nicht gelitten haben. Das Aliquienwesen hat nie allmächtig werden können, und kein Dozent hat nach 1870 Baiern aus politischen Gründen verlassen. Luz war als Kultusminister liberaler als Müller und Landmann, hatte von früherem herzlicherem Einver- ständnis her eine persönliche Schwäche für die Altkatholiken, auch nachdem er sie als Katholiken hatte fallen lassen müssen, und war nicht ganz frei von politischen Erwägungen bei Neubesetzungen. Aber er bewährte doch jederzeit dabei gesunden praktischen Sinn und scharfe Menschenkenntnis. Ihm ist die Offenhaltung der bairischen Universitäten für die Wettbewerbung des ganzen deutschen Gelehrtentums zu danken. Eine Rückkehr zu der Abschließung vor Maximilian II. wäre nach dem Tode dieses Herrschers noch möglich gewesen, heute ist sie undenkbar. Es ist freilich auch undenkbar, daß noch einmal alle historischen Lehrstühle an der Münchner Universität mit Protestanten und Alt- katholiken besetzt werden wie unter Luz. Auch den vorwiegend protestantischen Charakter des Oberschulrats wird man nicht aufrecht erhalten. Gerade die Luz'sche Unterrichtspolitik hat in den katholischen Kreisen Baierns aufrüttelnd

gewirkt, es wird mehr wissenschaftlich gearbeitet, besonders auch an den früher sehr stagnirenden Lyceen der Bischofsstädte. Über den Zuwachs an jungen Gelehrten aus den katholischen Kreisen kann man sich im Interesse der Allgemeinheit nur freuen. Natürlich werden diese dann auch ihren Anteil an der Leitung der Geschäfte verlangen, und es wird hoffentlich eine „Parität“ möglich werden, die in der Mitte liegt zwischen den zwei extremen Auslegungen dieses Wortes, die in Baiern immer einander so bitter bekämpft haben. Auf katholischer Seite verlangte man die Vertretung nach der Kopfszahl der Konfessionen, auf protestantischer nach der Befähigung. Karl Stieler hat den Unterschied in einem oberbairischen Wahlknaderhüpfel witzig dargestellt, wo einer dem Hansi sagt, der mit den Schwarzen geht: Bei enk (euch) san do die mehrere Dumma. Hansi antwortet offenherzig:

Ja ja, dös glaub i selber bald,
Die Dummern san mir scho,
Aber die mehrern san mir do (doch).

7

Die Politik, auf die ich von München aus gekommen bin, ist im Leben der bairischen Hauptstadt ein viel fremderes Gewächs als die Kunst. Der Baier möchte sich eigentlich gar nicht um Politik kümmern, wenn es nach ihm ginge. Er hat nichts von der Rechthaberei und dem Widerpruchsgeist, die im Charakter des Franken liegen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Stämmen zeigt sich am deutlichsten beim Militär, wo der Altbaier trotz seiner gelegentlichen Ausschreitungen als der folgsamste Soldat gilt, während sich Pfälzer und Unterfranken am schwersten unterordnen. In den fränkischen Gauen haben demokratische Richtungen immer viel mehr Anhänger gehabt als in den bairischen und bairisch-schwäbischen. Der Baier kümmert sich nicht gern um fremde Angelegenheiten, während der Franke beweglich und neugierig ist. Ohne viel Redens und Aufhebens von der Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus, die ihm selbstverständlich ist, ist der Baier der loyalste Unterthan von der Welt. Ihm ist eben wohl, wenn alles um ihn herum soweit in Ordnung ist, daß er auf seiner Scholle ungeschoren bleibt. Er ist sowohl zu bequem als zu stolz, politischen Idealen nachzustreben. Niemand kann konservativer „von Natur“ sein als der bairische Bauer. Wenn die Sozialdemokratie in Baiern in halbstädtischen Wahlkreisen mehrmals starke Rückschläge erfahren hat (so noch neulich in ganz auffallender Weise im Bezirk Weiden), so hängt das mit diesem realpolitischen Zug zusammen; außerdem kommt aber auch dabei die geringere Schärfe der Standesunterschiede in Betracht. Der altbairische Bauer und Bürger gehen aufrecht durch die Welt und beneiden niemand, und die altbairische Aristokratie zeichnete sich früher durch ihre Anspruchslosigkeit aus. Man konnte vor einem Menschenalter noch das Bäuerliche als den

Grundzug der altbairischen Gesellschaft bezeichnen, ganz entsprechend der That-
sache, daß Baiern das eigentlichste Bauernland ist. Selbst die Prinzen kleiden
sich, wenn sie als Jäger die Berge des Algäu oder des Berchtesgadner Landes
durchstreifen, in das Jagdgewand, das aus etwas gröberm Stoff die Bauern-
burschen tragen; und wer dem Prinzregenten dort begegnet, glaubt einen
alten, verwirkerten Bauersmann mit auffallend freundlichem und intelligentem
Blick zu sehen. Militarismus, Kastengeist und Geld arbeiten leider heftig
daran, diesen schönen Zustand zu zersetzen. In der einst so einfachen bairischen
Aristokratie sind die Geldheiraten an der Tagesordnung, und die Verjudung
macht Fortschritte. Baiern, und besonders München, übt auch eine merk-
würdige Anziehung auf die Geldaristokratie andrer Himmelsstriche aus,
die es hier leider! leichter als anderswo zu Rang und Titeln oder wenigstens
zur Anerkennung ihrer anderswo gekauften Titel bringt.

Im allgemeinen gewinnt man in Baiern immer noch mehr als in vielen
andern Theilen Deutschlands den Eindruck einer kernigen Gesundheit des Volks-
körpers, die nicht so leicht durch die krankmachenden Einflüsse des Tages zu
erschüttern sein wird. Die Gefahr liegt hier mehr im Innern des Körpers
als in den äußern Einflüssen. Ein sich selbst täuschendes Gesundheitsgefühl möchte
ich aber jenen bajuvarischen Nationalstolz nennen, der von oben her mächtig
genährt wird. Die ganze Welt beneidet uns um unsre Zustände! hört man
sagen. Ja, Baiern kann um vieles beneidet werden, aber das liegt fast alles
mehr im Volk und im Lande als in der jeweiligen Regierung. Es wird leicht
übersehen, wieviel Heilsames von außen gekommen ist. Man hätte die Miß-
erfolge von 1866 nicht so bald und so ganz über den an der Seite Preußens
1870 erreichten Erfolgen vergessen sollen. Die Armee ist unendlich viel besser
geworden. Daß sie aber auf die Stufe herunterkommen konnte, auf der sie
sich bei aller Tapferkeit 1866 befand, wird für alle Zeiten den Ruhm selbst
so trefflicher Männer wie Walther, Spruner, von der Tann u. v. a. trüben,
die nicht scharf genug gegen die Verlotterung angekämpft hatten. Baiern
hat ja immer vortreffliche Soldaten geliefert, und unter den Offizieren
sind immer hochgebildete Leute zu finden gewesen. Heute verbinden manche
in wohlthuender Weise die bescheidne Männlichkeit des süddeutschen Kavaliere
mit preußischer Strammheit, während wenige Jüngere die letztere in lächer-
licher und herausfordernder Weise hervorkehren. Ältere Offiziere klagen,
daß mit vielem Guten von Norden her auch absolut Verwerfliches, wie die
streberische Ordenssucht, eingedrungen sei. Ich will nicht untersuchen, wie weit
die Klagen über Günstlings- und Prinzenwirtschaft hier tiefere Begründung
haben als anderwärts. Es macht mir mehr Freude, das unbeeinflusste Urteil
eines norddeutschen militärischen Kenners wiederzugeben: er bezeichnete die erste
bairische Brigade letzten Sommer als einen der bestgeübten Truppenteile der
deutschen Armee. Schade, daß man aus dem schönen Münchner Leibregiment, um

die preußische Garde nachzuahmen, ein Regiment mit ganz vorwiegend adlichem Offizierkorps zu machen sucht. Das ist ein unbairisches und höchst unkluges Beginnen, unter hiesigen Verhältnissen und angesichts der wachsenden plutokratischen Verbindungen dieses Adels sogar nicht unbedenklich.

Der bairische Beamtenstand hat stets das Lob der Ehrlichkeit, der Unparteilichkeit und eines Vorgehens nach dem Grundsatz „Recht und Billigkeit“ verdient. Er enthält sehr viel Intelligenz, die sich aber nicht immer sehr hervorthut; und das Verdienst macht bis zu den Spitzen seinen Weg, wobei manchmal, wie so ziemlich überall, Verwandtschaft und Freundschaft unmerklich oder auch merklich nachhelfen. Die höhern Verwaltungsstellen sind hier nicht das Erbteil einer anspruchsvollen Aristokratie geworden, wie in manchen Teilen Norddeutschlands; und zum Wohl des Landes. Um Beamte von höchster Bildung und im besten Sinn bürgerlichem Auftreten, wie den jüngst verstorbenen Ziegler, Regierungspräsidenten von Oberbaiern, oder den noch rüstig arbeitenden Finanzminister Riedel kann manches deutsche Land Baiern beneiden.

Auffallend selten sind im letzten Menschenalter adliche Politiker von Bedeutung in Baiern ans Ruder gekommen. Leute wie Staufenberg, Frankenstein, Preysing sind immer in der Opposition geblieben. Es ist, als ob die durch den Orden der bairischen Krone geadelten Oberbureaucraten solche Talente nicht liebt. Durch einen merkwürdigen Zufall haben sich bei der Fuchsmühler Affaire die beiden Adlichen, von Crailsheim, Minister des „schönen Außern“ und des Königlichen Hauses, zugleich Leiter der Verlehrsanstalten, der in der Kammer unglaublich hohl sprach, und der mit seinen Untergebenen zusammen schwer kompromittirte Minister des Innern von Feilitzsch, der das ganze Unglück erst aus der Zeitung erfahren hatte, am meisten blamirt. Sene Verhandlungen ließen erkennen, daß die ganze Verwaltungsmaschine etwas verlottert war, und zwar mehr in den obern Teilen als in den untern. Zentrumsleute, Bauernbündler, Liberale und Sozialdemokraten haben noch nie in der bairischen Kammer einen so vollständigen konzentrischen Angriff auf das Ministerium gemacht, das doch thatsächlich nichts andres thun, als kapituliren konnte. Und das hat es in der That gethan, und zwar so, daß es eigentlich hätte zurücktreten müssen. Aber in dieser Volkskammer giebt es viele Leute, die dem alternden Prinzregenten die Unlust eines Ministerwechsels gern ersparen möchten. Und so erinnert denn das Regieren in Baiern manchmal etwas an das „Wursteln“ im österreichischen Nachbarland, wie es bei der tiefwurzelnden Stammverwandtschaft nicht anders sein kann. Schade, daß dabei das Wohl des Volks nicht überall so thätig und umsichtig gefördert wird, wie es zu wünschen wäre. So ist im Vergleich mit der Schweiz die Alpwirtschaft in Baiern auffallend zurückgeblieben, da sie von der Regierung nicht energisch genug vorwärtsgedrängt wird.

Prinz Ludwig von Baiern, der nach menschlichem Ermessen eines Tages die bairische Krone tragen wird, läßt in der ganzen Art, wie er die Pflichten eines Thronfolgers auffaßt, deutlich merken, daß er die Dinge einst anders behandeln wird. Früher beargwöhnte man seine angebliche Hinneigung zur klerikalen Partei, und später wurde ihm sein unbefangener Verkehr mit allen Schichten der Gesellschaft als Popularitätssucht ausgelegt. Das war in einer Zeit, wo sich das gute Baiernvolk noch nicht mit dem Verlust seines Ludwig II. ausgesöhnt hatte, der doch eigentlich seinen Unterthanen wenig Liebe erzeigt hatte. Der arme Narr! Diese Urteile haben sich gründlich geändert. Wo immer Prinz Ludwig in den letzten Jahren das Wort ergriff, sprach er mit Klarheit und Bestimmtheit von Sachen, die er genau kennen gelernt hatte. Über seine Reden liest man nicht weg, wie über andre Fürstenreden, die der Menschheit „Schnitzel kräuseln.“ Er macht keine Phrasen. Ja er hat es verstanden, gelegentlich einmal gerade das auszusprechen, was das Volk dachte. Besonders dankbar kann man ihm dafür sein, daß er seine Auffassung von der Stellung Baierns zum Reich ganz unzweideutig kundgegeben hat; sie ist für Baiern und Nichtbaiern gleich verständlich, zufriedenstellend. So weit man in politischen Dingen Prophezeiungen wagen kann, können beide mit einem solchen Fürsten zufrieden sein. Gerade Deutschland kann in seiner „höchsten Aristokratie“ Leute von anerkannter Tüchtigkeit und Thatkraft brauchen; sie sind heute doppelt nötig, wo der mittlere Adel immer mehr von seinem Ansehen einbüßt, weil er mehr fordert, als er leistet. Übrigens hat auch das musterhafte Familienleben des Prinzen Ludwig wesentlich zur Steigerung seiner Popularität beigetragen. Kurz, man kann sagen, daß er ein König nach dem Herzen seiner Baiern sein wird. So wie sein Vater etwas veredeltes Bäurisches hat, so mag wohl mancher Fremde in München sich gefragt haben: Welcher Großbräuer mag das sein, dem alles so ehrerbietig Platz macht? Prinz Ludwig liebt es, in bürgerlicher Kleidung und allein die Straßen zu durchwandern, die Neubauten zu betrachten und mit vorübergehenden Bekannten zu plaudern. Niemand vermutet in dem vierchrötigen Mann, dessen bebrilltes Gesicht freundlich in die Welt schaut, einen künftigen König.

Baiern und das Reich! Besteht wirklich die Reichsverdroffenheit, von der uns die Berliner Blätter letzten Sommer zu unterhalten wünschten? Ja, sie besteht, und zwar ist ihr Daseinsrecht hier genau dasselbe, wie anderswo das des „Rackers von Staat.“ Der Baier liebt sein Baiern warm, weil das sein Mutterboden ist, des Franken Liebe ist schon weniger warm, weil er diesem Königreich erst spät eingegliedert worden ist. Ja ich weiß einen oberfränkischen Winkel, wo die preussischen Sympathien aus ansbach-bayreuthischer Zeit noch recht lebendig sind. Das findet man begreiflich. Ist es nicht natürlich, daß man auch an die Liebe zum Reich gewöhnt werden muß? Es wäre thöricht, mehr zu verlangen, als die aus verständiger Erwägung hervorgehende Erkenntnis von dem Wert

der Zugehörigkeit zum Reich. Man darf kühn behaupten, daß diese von Jahr zu Jahr stärker geworden ist und immer noch zunehmen wird, während sich allerdings die nationale Begeisterung der Jahre nach 1870 nicht so fortgepflanzt hat, wie man einst hoffen mochte. Der Kulturkampf, die innerpolitischen Fehler der nationalliberalen Partei, die früher in Baiern fast die alleinige Trägerin dieser Begeisterung war, die wirtschaftliche Entwicklung mit ihren Enttäuschungen für Bauern und Bürger, das Steigen der Steuerlasten, das „Wapperlgesetz“ und so manches andre hat ernüchternd gewirkt. In die Lücken der alten nationalliberalen Führer ist kein gleichwertiger Ersatz eingerückt. Doch das ist eine Erscheinung, die nicht auf Baiern beschränkt ist. Viel zu viel Wert legt man in Norddeutschland dem Siglschen „Waterland“ und ähnlichen Organen bei, die einem Preußenhaß Ausdruck geben, der nur bei einigen extremen Politikern besteht. Diese in Baiern selbst größtenteils übel berüchtigten Leute vergrößern die stille Abneigung, der preußisches Wesen in ganz Süddeutschland begegnet, die aber vielmehr Gemüts- als Verstandesache ist. Der Verstand erkennt die Verdienste an, die sich Preußen um Deutschland, einschließlich Baierns erworben hat, das Gemüt fühlt sich zurückgestoßen von so mancher Charaktereigenschaft der Norddeutschen und besonders der Nordostdeutschen; gerade mehr äußerliche Fehler, wie Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Prahlerei, Überhebung stoßen am meisten ab. Tüchtige Preußen und das Tüchtige an den Preußen haben die ernsthaften Leute in Baiern jederzeit anerkannt. Kann man es aber einem Stamme von so ausgeprägter Eigenart verdenken, wenn er sich gegen die Schmälerung seines Rechts, nach seiner Art zu leben, mit allen Mitteln wehrt? Die Norddeutschen, die jetzt alljährlich so zahlreich ins Land kommen, sollten doch etwas um sich schauen, damit sie begreifen lernen, daß keinem deutschen Stamm die Gleichmacherei so von Natur aus zuwider sein muß wie dem bairischen, und daß es vielmehr im Interesse Gesamtdeutschlands liegt, eine gesunde Eigenart zu pflegen, wo sie noch ist, als unorganische Aufspimpungen aufzuzwingen. Das Beispiel Badens, das seinen zu raschen Anschluß an Preußen mit einer latenten immerfort wachsenden Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in allen Schichten des Volkes erkauft hat, sollte zur Warnung dienen. Natürlich denke ich bei diesen Bemerkungen nicht in erster Linie an die paar Reservatrechte, sondern an die allgemeine Achtung des Rechts auf eignes Leben unter eignen Bedingungen.

Von den vielbesprochenen Reservatrechten möchte ich nur die Post erwähnen; die ist typisch für die Stellung des Volkes zu diesen Dingen. Die bairische Post bedient ihr Publikum billiger als die Reichspost und ist darauf bedacht, wie besonders das vortreffliche Landpostwesen zeigt, keine begründete Anforderung unbefriedigt zu lassen. Die Post kann sogar als die öffentliche Einrichtung Baierns bezeichnet werden, die am wenigsten zu Ausstellungen Anlaß giebt. Sollten nun auch einmal unsre Postmarken statt der Löwen den

Adler tragen, so wäre doch unter allen Umständen der bairische Postillon zu schützen. Der gehört zur Landschaft. Die preußische Post hat den guten alten Postillon schlecht zurechtgestutzt. Man sehe nur diese steife Zivilpikelfhaube mit der sparsamen Andeutung eines Haarbüschleins, und die trübe dunkelblaue Uniform mit den grell ziegelroten Aufschlägen. Was für ein andrer Kerl ist da ein bairischer Postillon mit seinem hellblauen Frack, seinen weißen Lederhosen und seinen hohen Stiefeln! Mit Recht verehrt die ganze Anwohnerschaft einer Landstraße ihren Postillon und ist stolz auf ihn. Und auch er kann stolz sein: Kaulbach und Schwind haben ihn verewigt, und Karl Stieler hat ihm einen seiner feinsten Aufsätze gewidmet. Wenn er an Feiertagen in Blau und Silber und mit weißem Federbusch am Hut auffährt, ziert er die ganze bairische Welt. Er repräsentirt den Staat besser als ein Dickbauch von Minister in Frack und Degen. Kein Wunder, wenn er ein heiterer Gesell ist, zu dem wir uns auch dann hingezogen fühlen, wenn er von seinem Bock herunter „sackrisch“ flucht und wettert. Er ist eben doch schon äußerlich kein Alltagsmensch wie der preußische und Reichspostillon, und in ihm hat sich noch ein Stück Reispoesie in die Gegenwart gerettet. Kurz, für den bairischen Reservatspostillon müßte eigentlich jeder Deutsche von Geschmack eintreten.

2 / Vergesse man doch nicht über dem Streit um Äußerlichkeiten und Äußerungen, daß die ganze Kulturentwicklung Baierns seit einem Jahrhundert das Volk immer mehr an das übrige Deutschland angenähert und angeschlossen hat. Vor hundert Jahren war Baiern eine Welt für sich. Und heute? München teilt sich mit Berlin in die geistige Führung Deutschlands, der wirtschaftliche Zusammenhang ist nicht mehr aufzulösen, die Gemeinsamkeit der politischen Interessen und Gefahren ist unter all dem Hader der Parteien immer mehr gewachsen, der Bund mit Österreich hat selbst leidenschaftliche Großdeutsche versöhnt. Ob Deutschland mehr gewonnen hat durch den Wiedereintritt seines Südostens in das gemeinsame Leben, oder ob Baiern der Niederlegung der Dornröschenhecke, hinter der es sich abgeschlossen hatte, mehr zu danken hat, wollen wir nicht entscheiden. Das eine aber steht für jeden fest, der Land und Volk und die Geschichte des Volkes kennt, daß Baiern auf das übrige Deutschland angewiesen ist, und daß man das hier überall recht gut weiß, wo überhaupt politisches Urteil zu Hause ist. Die Bedeutung Baierns für Deutschland wird dagegen im „Reich“ nicht so gewürdigt, wie man wünschen möchte. Baiern wird zwar wie ein Eckstein angesehen, der die Südostseite des Reichs kräftig stützt, für viele ist aber Altbaiern nichts als ein Ballast, der das Reichsschiff beschwert. Das sind echt kleindeutsche Anschauungen.

2 / Baierns Stellung kann nur aus einer großdeutschen Auffassung verstanden werden, die seine geographische und Stammesverbindung mit dem bairischen Stamm außerhalb Deutschlands würdigt. Es ist der Übergang zu den alten Baierngauen in den Ostalpen und der mittlern Donau und der

Übergang von den Süddeutschen des Westens, einschließlich der Schweizer, zu denen des Ostens, endlich das Bindeglied zwischen Deutschland und Italien. Da alle diese Beziehungen über die politischen Grenzen hinauswirken und durch Wechselströme wirtschaftlicher und geistiger Art die Völker immer mächtiger auflockern, in Bewegung setzen und einander entgegenführen, so wird das innere Leben und Wachsen eines Landes wie Baiern von weitreichender Bedeutung. Für jeden, der des Glaubens lebt, daß Deutschlands Interessen- und Wirkungssphären in Europa mit dem militärischen Übergewicht und der teuer erkaufte industriellen Überlegenheit noch lange nicht beschlossen und festgelegt sind, und daß in ihrer Ausbreitung den bestehenden Nachbarschaftsverhältnissen eine vorbereitende Rolle zugeteilt ist, sind die bairischen Zustände und Entwicklungen eine wichtige gemeindeutsche Angelegenheit.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Agrarische Mißerfolge. Dr. Buchberger, der Leiter des badiſchen Finanzweſens, iſt der beſte Kenner der landwirtſchaftlichen Zuſtände ſeiner engern Heimat und einer der anerkannt beſten Kenner des Agrarweſens überhaupt. In ſeinem neuſten Buche nun: Grundzüge der deutſchen Agrarpolitik unter beſonderer Würdigung der großen und kleinen Mittel, beweist er, wie wir aus der Nationalzeitung erfahren, u. a., „daß mindeſtens ein Teil jener Vorſchläge auf wirtſchaftlichem Gebiete, die man als große Mittel zu bezeichnen pflegt, entweder überhaupt unerfüllbare Anforderungen an die Staatsgewalt ſtellt oder, wenn erfüllbar, nur unter ſtarker Schädigung der Interellen anderer Berufsſtände zu verwirklichen iſt.“ Da wir das Buch ſelbſt noch nicht zu Geſicht bekommen haben, ſo wiſſen wir nicht, ob Buchberger das Verbot des Terminhandels zu den großen oder zu den kleinen Mitteln rechnet; ſoll es zu den großen gehören, ſo muß noch eine dritte Art dieſer Klaſſe bezeichnet werden: Mittel, die möglicherweise andern Leuten nützen, den Landwirten aber ſchaden. Daß das Mittel nichts nützt, liegt klar am Tage. Die Getreidepreiſe ſind in die Höhe gegangen, aber ſelbſt die Deutſche Tageszeitung wagt nicht zu behaupten, daß das eine Wirkung der Börfenreform ſei; die Preiſe ſind in aller Welt geſtiegen, weil die Weltermte mittelmäßig ausgefallen iſt. Die liberale Preſſe behauptet ſogar, die deutſchen Preiſe ſeien inſolge des jetzigen mangelhaften Preiſenotirungswefens hinter dem Weltmarktpreiſe zurückgeblieben. Dieſe Behauptung hat die Zentralnotirungsſtelle der preußiſchen Landwirtſchaftskammern in einem Rundſchreiben zu widerlegen geſucht, aber ſie iſt nicht ſo weit gegangen, zu behaupten, daß die Preiſe in Deutſchland über dem Weltmarktpreiſe ſtünden. Und der Nachweis ſelbſt wird von den nicht agrariſchen Kennern des Geſchäfts als